GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Queere Paarbeziehungen? Homosexuelle Paarbeziehungen als Untersuchungsgegenstand

Maier, Maja S.

2005

https://doi.org/10.25595/4157

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Maier, Maja S.: *Queere Paarbeziehungen? Homosexuelle Paarbeziehungen als Untersuchungsgegenstand*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 11 (2005) Nr: 2, 51–68. DOI: https://doi.org/10.25595/4157.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Maja S. Maier

Queere Paarbeziehungen?

Homosexuelle Paarbeziehungen als Untersuchungsgegenstand

‚Queer‘ gilt nach wie vor als politischer Sammelbegriff für *‚GLBT Gay-Lesbian-Bi-Transsexuals‘*, also Schwule, Lesben, Bi- und Transsexuelle. Im wissenschaftlichen Diskurs ist im Unterschied dazu mit *Queer* in der Regel die Theoriediskussion zur Normativität von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit – im Anschluss an Judith Butler – verbunden. Während im angelsächsischen Raum diese beiden Aspekte von *Queer*, also politische Bewegung und wissenschaftliche Forschung zur Bedeutung von Geschlecht und Sexualität, stärker aufeinander bezogen sind,[1] zeigt sich im deutschsprachigen Raum eine größere Distanz. Queerforschung ist hier bislang weder als Denkrichtung bzw. Spezialgebiet im wissenschaftlichen Feld institutionalisiert,[2] noch als Perspektive im Mainstream einzelner Disziplinen etabliert. Aus diesem spezifischen Verhältnis von einerseits politischer und andererseits wissenschaftlicher Perspektive ergibt sich für empirische Forschungen die Frage: Ist es der Gegenstand, der Queerforschung zu einer solchen macht, oder ist es die Perspektive der Entselbstverständlichung,[3] die egal auf welchen Gegenstand sie gerichtet wird, Queerforschung ausmacht. Diese Frage stellt sich insbesondere, wenn der Forschungsgegenstand an sich schon ‚*queer*‘ zu sein scheint, wie im vorliegenden Fall homosexuelle Paare.[4] Im Folgenden soll am Gegenstand der homosexuellen Paarbeziehung exemplarisch ausgelotet werden, wie eine queere Forschungsperspektive entwickelt werden kann und wo Grenzen liegen.

Der Beitrag gliedert sich dabei in die folgenden Abschnitte: Im ersten Abschnitt wird eine queere Perspektive auf homosexuelle Identitäten entfaltet und aufgezeigt, welche Herausforderungen für die empirische Forschung daraus hervorgehen; im zweiten Abschnitt wird die Entwicklung des Familienbegriffs in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Forschung skizziert. Aus queerer Sicht wird reflektiert, wo diese Perspektive auf Familie und Paarsein nach wie vor heteronormativ und damit beschränkt bleibt, und wie sie – durch den Einbezug von Selbstdefinitionen – erweitert werden kann. Die Frage „Was ist ein Paar?“ steht im dritten Abschnitt im Mittelpunkt. Was Paarsein ausmacht, wird mit dem Begriff der Paaridentität

präzisiert. Im vierten Abschnitt wird am Beispiel von homosexuellen Paaren das Spannungsverhältnis zwischen individueller Identität und Paaridentität aufgezeigt. Dass homosexuelle Paare nicht per se als queere Paare verstanden werden können, wird hier deutlich. Im letzten Abschnitt sollen einige empirische Befunde aus einer vergleichenden Studie zu homosexuellen und heterosexuellen Paarbeziehungen verdeutlichen, welchen Erkenntnisgewinn die queere Perspektive in der empirischen Forschung leisten kann.

1. Die queere Perspektive auf homosexuelle Identitäten

Ziel einer queeren Denkperspektive ist die Analyse und die Destabilisierung der gesellschaftlichen Normen der Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit.[5] In der *Queer Theory* wird dabei hervorgehoben, dass die Unterscheidung von Heterosexualität und Homosexualität ebenso wie die Unterscheidung von Frauen und Männern nicht einfach ‚in der Natur vorgefundene' Unterschiede bezeichnen. Geschlechtliche und sexuelle Zuordnungen müssen – einer sozialwissenschaftlichen Perspektive verpflichtet – vielmehr als normative Kategorien von Identität verstanden werden, die unser Denken, unser Handeln und die gesellschaftlichen Strukturen prägen beziehungsweise ordnen und regulieren. Nicht zuletzt durch historische und kulturvergleichende Untersuchungen konnte aufgezeigt werden, dass eine solche Binarität der Ordnung von Geschlecht und Sexualität in Gesellschaften nicht zwingend ist.[6]

Queer Studies setzen in ihrer Kritik hier an: Sie kritisieren nicht nur die Vorstellung eindeutiger geschlechtlicher Identitäten, wie es bereits innerhalb der Geschlechterforschung getan wurde. Sie kritisieren insbesondere die Vorstellung eindeutiger sexueller Identitäten und damit generell ein Denken, das auf der Festschreibung von Identitäten basiert. Nicht nur ‚die' Wissenschaft, auch die politischen Bewegungen wie die Frauenbewegung und die *Gay-Pride* Bewegung sind dabei in die Kritik der *Queer Studies* geraten.[7] Denn diese gehen als Emanzipationsbewegungen von einer auf der Identität der Frauen bzw. der Homosexuellen begründeten Unterdrückung aus. Indem sie diese zum Ausgangspunkt ihrer Politik machen, laufen sie Gefahr – trotz aller kritischen Absichten – , Frauen bzw. Homosexuellen eine allen anderen sozialen Differenzen übergeordnete Gemeinsamkeit zu unterstellen und damit geschlechtliche und sexuelle Identitäten festzuschreiben. Salopp formuliert: Wer sagt, es gäbe eine weibliche Identität, bezieht sich immer auf die Annahme einer Geschlechterdifferenz. Und wer sagt, ich bin schwul, setzt immer die Norm der Heterosexualität voraus. Durch solche Festschreibungen – so die queere Analyse – werden schließlich geschlechtshierarchische und diskriminierende gesellschaftliche Strukturen aufrechterhalten; sie erscheinen uns in gewisser Weise sogar als natürlich und naturgegeben.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage: Was tun, wenn – in dieser Logik gedacht – das Coming-out von Schwulen und Lesben die heterosexistische Struktur der Gesellschaft reproduziert? Gefolgert werden kann daraus natürlich nicht, dass

Schwule oder Lesben ihre Homosexualität verschweigen sollen. Dennoch gilt es immer auch die gesellschaftlichen Bedingungen zu reflektieren, innerhalb derer sich ein Coming-out vollzieht. War das Coming-out von Hella von Sinnen und Cornelia Scheel in den 1990ern noch einen Medienskandal wert, scheint in letzter Zeit, sprich im 21. Jahrhundert, ein Coming-out von Schwulen und Lesben, insbesondere jenen, die in der Öffentlichkeit präsent sind, geradezu gesellschaftlich erwartet zu werden. So stört sich – zumindest in den offiziellen Statements und in den Medien – niemand mehr wirklich an der Homosexualität einer Person, sondern nur mehr daran, ob man auch dazu ‚steht' oder andere durch das Verschweigen täuschen will.[8] Die Erwartung eines Coming-outs nicht zu erfüllen und damit die Störung bzw. Entselbstverständlichung herkömmlicher binärer Denkmuster weiterzutreiben, kommt dem Anliegen queerer Politik nahe.[9] Für die Einzelne bzw. den Einzelnen gibt es in dieser Logik allerdings nur unbefriedigende Alternativen. So ist der Verzicht auf ein Coming-out kaum denkbar, noch scheint es eine Lösung, sich selbst deshalb einfach als ‚queer' zu begreifen und darauf zu vertrauen, dass niemand so richtig sagen kann, was das nun ist und man allein aus diesem Grund auch nicht auf etwas festgelegt werden kann.

Das Individuum befindet sich hier unausweichlich in einem Spannungsfeld von gesellschaftlicher Identitätszuschreibung und individueller Identitätskonstruktion. Dass in der queeren Theorie vor allem Letztere vernachlässigt wird, darauf weist Stefanie Soine hin.[10] Sie kritisiert die fehlende Präzisierung des Identitätsbegriffs in Texten der queeren Theorie und betont, dass Identitäten „eben nicht nur Effekte normativer Anweisungen, sondern auch das Resultat von sozialen Beziehungen, von alltäglichen Selbstverortungen, Orientierungswünschen, Brüchen" sind.[11] Daher könne „die theoretisch abstrakte Kategorie der Identität mit der Praxis der Identität" nicht einfach gleichgesetzt werden. [12] Es müsse vielmehr berücksichtigt werden, dass die Ausbildung von individueller Identität – verstanden als eine durch Selbst- und Fremdbild zusammengesetzte reflexive Vorstellung von sich selbst – für Individuen eine hohe existenzielle Bedeutung hat. Erst die Vorstellung eines durch Kontinuität und Kohärenz geprägten Selbst ermöglicht die Verarbeitung der Komplexität der Welt und damit verbunden individuelle Handlungsfähigkeit. Das Ausbalancieren der eigenen Identität – also die permanente Beantwortung der Fragen, „Wer bin ich?", „Was will ich sein?", „Wie handle ich?" – muss dabei als ein „anstrengendes und aufwendiges Alltagsgeschäft"[13] betrachtet werden.[14] Schwule und Lesben stehen innerhalb einer heteronormativen Gesellschaft vor besonderen Herausforderungen.

Bei der Untersuchung von Paarbeziehungen werden diese beiden Dimensionen von Identität relevant. Mag die sexuelle Identität einer Person uneindeutig sein, Veränderungen unterliegen und als variabel erlebt werden, wird sie mit einer Paarbildung schließlich vereindeutigt. Denn das Paar stützt die Zweigeschlechtlichkeit der gesellschaftlichen Ordnung. Es bestätigt qua „institutioneller Reflexivität"[15], indem es sie zur Darstellung bringt, das Wissen um die Zweigeschlechtlichkeit.

Die Paarbeziehung wird dabei zugleich legitimiert.[16] Dies gilt nicht nur für heterosexuelle Paare, sondern auch für das homosexuelle Paar, das ja ebenfalls auf einer Wahrnehmung und Bestätigung der Geschlechterdifferenz gründet. Die Vereindeutigung der individuellen sexuellen Identität beider Personen eines Paares vollzieht sich folglich mit der Paarbildung.

Für die empirische Untersuchung von Paarbeziehungen stellt daher der eingangs formulierte Anspruch der *Queer Studies* – die gesellschaftlichen Normen von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu destabilisieren – eine große Herausforderung dar. Begegnet werden soll dieser Herausforderung mit dem, was die *Queer Studies* laut Sabine Hark auszeichnet: mit einer reflexiven Praxis.[17] Ziel des Aufsatzes ist folglich, den Prozess der Erforschung von homosexuellen Paarbeziehungen zu reflektieren und die Fallstricke der Reifizierung stereotyper Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität aufzuzeigen.[18]

2. Die Paarbeziehung als Gegenstand der Soziologie

Eine solche Reflexion setzt dabei nicht erst beim Design einer empirischen Studie, sondern bereits bei der Bestimmung des Forschungsgegenstandes ‚Paarbeziehung' an, die im Zuge der Familien- und Paarforschung entwickelt worden ist. Aufgezeigt werden soll im Folgenden, wie Paare überhaupt zum Gegenstand der Sozialwissenschaft wurden und welche Beschränkungen sich aus dieser Forschungsentwicklung für den Blick auf homosexuelle Paare ergeben.

Dass homosexuelle Paarbeziehungen Untersuchungsgegenstand der deutschsprachigen Soziologie sind, ist relativ neu: ‚Entdeckt' wurden sie im Zusammenhang mit dem gesamtgesellschaftlichen Wandel von privaten Lebensformen und der dadurch veränderten Forschungsperspektive der Familiensoziologie, die sich traditionellerweise den privaten Lebensformen widmet. Beide Aspekte sollen kurz ausgeführt werden: Individualisierungsprozesse haben bewirkt,[19] dass die Individuen insbesondere seit den 1950er-Jahren aus den traditionellen Bindungen Herkunftsfamilie, Klasse und Stand herausgelöst wurden und dadurch – verkürzt gesagt – für die Gestaltung des privaten Lebens mehr Wahlmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Dass hiervon nicht alle Individuen gleichermaßen profitieren, wurde inzwischen von verschiedener Seite aufgezeigt.[20] Einigkeit herrscht in der soziologischen Disziplin aber darüber, dass sich die an Lebensphasen orientierte Normalbiografie entstandardisiert hat, dass Ehe und Familie eine Entkoppelung erfahren haben und dass die individuelle Lebensgestaltung die Züge eines biografischen Projekts angenommen hat. Die individuelle Biografie ist gewissermaßen zur „Bastelbiografie"[21] geworden.

Da sich die Möglichkeiten, das eigene Leben zu gestalten, vervielfältigt haben, kann eine Pluralisierung privater Lebensformen festgestellt werden. Diese Pluralisierung von privaten Lebensformen hat zu einer veränderten Forschungsperspektive geführt: Da die vierköpfige Kleinfamilie, bestehend aus zwei Elternteilen mit zwei

blutsverwandten Kindern, nur noch eine Lebensform unter vielen anderen ist und nicht mehr der Normalfall, hat sich der Forschungsbereich Familie ausdifferenziert. Konkret heißt das, es gibt inzwischen zahlreiche Studien beispielsweise zu allein Erziehenden, zu Singles, zu unverheirateten Paaren, zu Patchwork- bzw. Stieffamilien, zum Teil auch zu Freundschaften und sozialen Netzwerken.[22]

Im Zuge dieser Entwicklung ist auch die Lebensform der gleichgeschlechtlichen Paarbeziehungen von der traditionellen Familiensoziologie wahrgenommen worden. Einige der etablierten Familienforscher thematisieren inzwischen explizit auch homosexuelle Lebensformen.[23] Nichtsdestotrotz bleibt die Perspektive merkwürdig eingeschränkt: Entsteht doch der Eindruck, als gäbe es das homosexuelle Paar erst seit jüngster Zeit, eben infolge der oben skizzierten Individualisierungsprozesse. Die Grundlagen der familiensoziologischen Forschungsperspektive werden dabei nicht weiter reflektiert und deshalb bleibt auch verborgen, dass es schlicht die Definitionen der eigenen Disziplin sind, die gleichgeschlechtliche Paare (aber auch andere Lebensformen) nicht sichtbar werden lassen. So wurden homosexuelle Paare als Forschungsgegenstand per definitionem von je her ausgeschlossen und daran hat sich auch heute nur wenig geändert. Denn auch wenn die Definition von Familie jüngst verstärkt in die Diskussion geraten ist[24] und das Paar – gewissermaßen als kleinste soziale Einheit – in den Vordergrund tritt, bleibt das Verständnis von Familie doch auf Heterosexualität, Zweierbeziehung und Reproduktion bezogen – mal implizit, mal explizit.[25]

Auf diese Weise – wenn man also vorab definiert, was für die Forschung relevante Beziehungen sind –, so kritisieren die britischen Forscher Weeks, Donovan und Heaphy,[26] kann man aber den Wandel des privaten Lebens und den Wandel der Intimität[27] nicht erfassen. Weder was homosexuelle Beziehungen noch was heterosexuelle Beziehungen angeht: Weeks und sein Team zielen in ihrer Befragung von ‚nicht-heterosexuellen' Personen auf deren subjektives Verständnis von Familie und persönlicher Beziehung. Bei aller Unterschiedlichkeit der Interviewantworten werden übereinstimmend solche Beziehungen als familiäre Beziehungen betrachtet, die Unterstützung und Akzeptanz bieten. Familiäre Beziehungen werden ausdrücklich durch ihre Beziehungsqualität bestimmt und gerade nicht durch Blutsverwandtschaft. Die Dimension des Wandels von privaten Lebensformen – so das Autorenteam – lässt sich erst dann vollständig erfassen, wenn dieses Verständnis von Familie in die Grundlagen der Familienforschung eingeht. Mit den Begriffen „family of choice" und „life experiments" akzentuieren die Autoren die Wählbarkeit von familiären Beziehungen. ‚Familie', das sind für die Befragten folglich einzelne Personen aus der Herkunftsfamilie und Freundinnen und Freunde.[28] Ein Interviewpartner betont beispielsweise die wechselseitige Orientierung seines Freundeskreises bei der Lebensplanung, so hätten inzwischen einige seiner Freunde Wohnungen im selben Stadtviertel oder sogar in derselben Straße bezogen.[29] Zur Familie gehören darüber hinaus auch aktuelle wie frühere Liebespartnerinnen bzw. -partner und natürlich Kinder, die blutsverwandt sein, aber genauso gut einfach zum jeweiligen Beziehungsnetz gehören können.

Was für nicht-heterosexuelle Personen bereits Realität ist, nämlich eine Familie nicht einfach zu ‚haben', sondern zu wählen, kann dabei – so die Autoren – auch für heterosexuelle Personen ermutigend sein. Jenseits eines Familienverständnisses, das auf der heterosexuellen Geschlechterordnung basiert, selbst zu definieren, wer zur Familie gehört, mit wem persönliche Beziehungen aufrechterhalten werden und mit wem Intimität gelebt wird, wird auch für Heterosexuelle vorstellbar.

Für meine qualitative Studie zu Paarbeziehungen resultierte aus diesen Überlegungen, dass die Interviewpartner und -partnerinnen nicht anhand einer vorgegebenen Definition oder nach äußeren Merkmalen wie Familienstand oder Haushaltsgemeinschaft ausgewählt wurden. Ebenso wenig ausschlaggebend war eine bestimmte Beziehungspraxis oder Beziehungsdauer. Einziges Kriterium war vielmehr die Selbstdefinition des Paares von sich selbst als Paar. Ziel der Auswertung des empirischen Materials war schließlich, zu analysieren, was in der Perspektive der Paare sie selbst zu einem Paar macht.

3. Was ist ein Paar? Was macht das Paarsein aus?

Verzichtet man bei der Analyse von Paarbeziehungen darauf, die genannten äußeren Merkmale als Kriterien für ‚Paarsein' zu betrachten, sind Paare häufig trotzdem als solche erkennbar. Im Alltag erscheint es sogar recht leicht, die Frage zu beantworten, ob es sich bei zwei Personen um ein Paar handelt oder nicht. So hat Sally Cline in ihrer Befragung *Couples*[30] hervorgehoben, dass Paare von Dritten in der Regel an der Art und Weise identifiziert werden, wie sich ihre Körper zueinander verhalten. Ein wichtiges Indiz – so Cline – sei „the couples' body movement".[31] An Körperbewegungen, Blicken und Berührungen nehmen wir eine Vertrautheit wahr und schließen daraus: Dies muss ein Paar sein. Auch wenn zwei Personen im *face-to-face* Kontakt, wie wir ihn tagtäglich in der Öffentlichkeit beobachten können, nicht kontinuierlich miteinander sprechen, sondern auch über längere Zeiträume hinweg schweigen, ist dies fast immer ein sicheres Zeichen dafür, dass es sich um ein Paar handelt. Dies ist nicht nur der in Beziehungsratgebern problematisierten Langeweile geschuldet, sondern v.a. der Tatsache, dass die Routinisierung und Gewohnheitsbildung, die mit der Veralltäglichung einer Paarbeziehung einhergeht, für die Beteiligten in hohem Maße entlastend wirkt. Interaktions- und Aushandlungszwänge, die den Kontakt mit nicht vertrauten Personen bestimmen, sind in Paarbeziehungen stark zurückgedrängt.

Die Wahrnehmung von heterosexuellen Paaren orientiert sich darüber hinaus häufig daran, ob die – nach wie vor wirksamen – Geschlechternormen der Paarbildung erfüllt sind: ein bestimmter Altersabstand zwischen Frau und Mann, ein entsprechendes Verhältnis der Körpergrößen zueinander und nicht selten: Ähnlichkeiten im Bereich der körperlichen Attraktivität bzw. beim Kleidungsstil.[32]

Homosexuelle Paare in der Öffentlichkeit wahrzunehmen ist schon etwas diffiziler.[33] Die normativen Vorstellungen zu heterosexuellen Paaren sind allerdings auch

für die Identifikation von homosexuellen Paaren eine zentrale Interpretationsfolie: Die Beobachtung von zwei Männern oder zwei Frauen bei Aktivitäten, die in erster Linie von Paaren praktiziert werden, gilt als relativ sicherer Hinweis darauf, dass es sich um ein schwules oder lesbisches Paar handelt. Einer meiner Interviewpartner erklärt, dass man ihn und seinen Freund beispielsweise als Paar erkenne, wenn sie als „zwei Männer mittleren Alters dann irgendwie in der Eisdiele hocken oder so (...) miteinander spazieren gehen" (PT17).[34]

Schließlich hat aber nicht allein die Wahrnehmung, sondern auch die Bestätigung des Paarseins für Paarbeziehungen eine stabilisierende Funktion. Es gibt nur wenige Paare, die allein für sich ein Paar sind. Wenn dem so ist, dann meist auf Wunsch einer Person und gezwungenermaßen und – vor allem – selten auf Dauer. Zum Paarsein gehört schließlich ein an die Welt gerichtetes ‚Bekenntnis', eine Interviewpartnerin aus der Studie von Cline drückt dies als persönliches Bedürfnis aus: „I was happy for the world to know I was in a couple".[35] Dass homosexuelle Paare im Hinblick auf eine Bestätigung ihres Paarseins durch Öffentlichkeit und Umfeld mit größeren Hindernissen konfrontiert sind, ist nichts Neues: So werden viele Paare zwar vom Freundeskreis und der ‚*Community*' als Paar bestätigt, verweigert wird ihnen diese Bestätigung jedoch häufig von ihren Eltern und manchmal sogar ihren Kindern; von Arbeitskollegen und Kolleginnen, Nachbarn und öffentlichen Institutionen ganz zu schweigen.[36]

Wechselt man von der Außenperspektive zur Innenperspektive, stellt sich die Frage, wie zwei Personen dazu kommen, sich als Paar zu sehen. Im Zuge einer idealtypischen Beschreibung haben Peter Berger und Hansfried Kellner schon 1965 in ihrem Aufsatz „Die Ehe und die Konstruktion von Wirklichkeit"[37] einige zentrale Aspekte zum Prozess der Paarbildung herausgearbeitet: Lernen sich zwei Personen kennen, treffen sie zunächst als – mehr oder weniger – Fremde, die keine gemeinsame Geschichte haben, aufeinander. Selbstbeschreibungen und biografische Selbstthematisierungen spielen daher für das Kennenlernen eine große Rolle.[38] Gerade in der Anfangsphase findet sich bei Paaren eine hohe Kommunikationsdichte; alles was die Partnerin, der Partner tut, ist bedeutsam genug, um Gegenstand von Kommunikation zu werden. Neben der wechselseitigen Vermittlung von solchem persönlichen Wissen kommt es zugleich – man könnte fast sagen: nebenbei – zu einer Abstimmung von Handlungen, Deutungen und Definitionen zwischen den beiden Personen. In solchen (keinesfalls nur verbalen) Verständigungsprozessen stimmen die beiden Beziehungspersonen ihre Bilder aufeinander ab: wie die Welt zu sehen ist, wie die Beziehung gestaltet werden soll, welche Rolle Freunde einnehmen, welche Eltern etc. Ein gemeinsamer Bezugsrahmen beginnt sich herauszubilden, an dem sich die Beziehungspersonen in allen weiteren Handlungen und Deutungen orientieren. Dabei ist es so, dass beide Personen einerseits an der Erzeugung dieses Bezugsrahmens beteiligt sind, er andererseits aber auch auf sie zurückwirkt. Dieser gemeinsame Bezugsrahmen lässt sich mit dem Begriff der „Paaridentität" treffend beschreiben.[39] Mit Paaridentität sind die beiderseitig geteilten und auf relative

Dauer ausgerichteten Vorstellungen über das Paarsein gemeint, die die Exklusivität und die Zusammengehörigkeit eines Paares erst ausmachen. Die Selbstdefinition eines Paares von sich als Paar bezieht sich folglich immer auf die Existenz einer Paaridentität. Die Ausbildung einer Paaridentität macht den Beziehungspartner/die Beziehungspartnerin in fast allen Bereichen des alltäglichen Lebens gegenwärtig – auch und gerade bei Abwesenheit des Partners. Räumliche Distanzen, Krisen und Konflikte, zeitliche Trennungen und häufig sogar intensive (auch sexuelle) Kontakte zu Dritten können durch die Paaridentität überbrückt werden. Paaridentität schafft auf diese Weise zum einen Kontinuität und gewährt den Individuen zum anderen eine Sicherheit darüber, dass die Zusammengehörigkeit des Paares nicht von jetzt auf gleich verschwindet. Gleichwohl muss die Identität des Paares – nicht nur von außen, wie ich oben dargestellt habe –, sondern auch von den Beziehungspersonen immer wieder bestätigt werden: Dies vollzieht sich auf der Handlungsebene häufig durch Interessensbekundungen und besondere Aufmerksamkeiten, durch Gespräche, aber auch durch ‚lieb gewonnene' Gewohnheiten und Routinen des Paares. Dies alles dient der Selbstvergewisserung des Paares. Die Bestätigung von Paaridentität kann sich darüber hinaus auch materialisieren, beispielsweise im gemeinsamen Wohnen, in gemeinsamem Besitz oder durch eine Familiengründung.

Zusammengefasst formuliert, vollziehen Paare ausgehend von der Paarbildung die Konstruktion einer Paaridentität, die wesentlich zur Stabilisierung der Paarbeziehung beiträgt.

4. Homosexuelle Paare: Zwischen Paaridentität und individueller Identität

Wie verhält sich nun die Paaridentität zur Identität des Individuums? Die individuellen Identitäten der Beziehungspersonen gehen selbstverständlich nicht einfach im ‚Wir' der Beziehung, in der Paaridentität, auf. (Das wissen wir nicht zuletzt aus eigener Erfahrung.) Doch die Entwicklung von Paaridentität wirkt auf die Individuen zurück.[40] Paaridentität und individuelle Identität stehen immer in einem Spannungsverhältnis. An homosexuellen Paaren lässt sich dieses Spannungsverhältnis besonders gut zeigen. Während bei heterosexuellen Paaren dieses Spannungsverhältnis meist durch die Geschlechterdifferenz verdeckt bleibt bzw. im Zusammenhang mit den Aushandlungen des Geschlechterverhältnisses betrachtet wird, kann anhand homosexueller Paarbeziehungen dieses alle Paare, homosexuelle wie heterosexuelle, betreffende Spannungsverhältnis beispielhaft präzisiert werden.[41]

Zum einen ist es so, dass die individuelle Identität der Beziehungspersonen innerhalb der Paarbeziehung eine Bestätigung erfährt. Aufgrund des – im Vergleich zu anderen Beziehungen – privilegierten Status der Paarbeziehung wird der Partner, die Partnerin zum wichtigsten „signifikanten Anderen"[42], der eine exklusive Welt mit mir teilt und allein durch sein Vorhandensein meine Stellung in dieser Welt sicherstellt.[43] Idealtypisch gesehen, bringen die beiden Beziehungspersonen

einander eine Anerkennung ihrer gesamten Person und bei homosexuellen Paaren insbesondere ihrer sexuellen Identität entgegen.[44] Dies zeigt sich insbesondere bei den Paaren, bei denen die Paarbildung zum Coming-out eines oder beider Partner geführt hat: Die Beziehungspersonen sehen oder erkennen sich erst mit der Paarbildung als Schwule oder Lesben. Paarbeziehungen tragen in diesem Sinne sehr wesentlich zur Ausbildung und Anerkennung einer homosexuellen Identität bei. Schließlich ist es nicht so, auch wenn der Eindruck im Zusammenhang von *Queer Studies* und *Queer Theory* manchmal entsteht, dass sich homosexuelle Identitäten ausschließlich in ‚einsamen' Prozessen und im kollektiven Miteinander in der *Community* bilden. Gerade im Zusammensein mit der Partnerin/dem Partner – das zeigen viele Interviewaussagen – erleben sich Schwule und Lesben auf besondere Weise als homosexuell, erleben ihre eigene sexuelle Orientierung als selbstverständlich. Wenn man berücksichtigt, dass die Wahrnehmung durch Öffentlichkeit und soziales Umfeld häufig fehlt, gewährt eine Paarbeziehung Schwulen und Lesben eine nicht zu unterschätzende Anerkennung.

Zum anderen aber kommt es im Zusammenhang mit der Ausbildung der Paaridentität zugleich zu einer Re-Definition der individuellen Identitäten. Die individuelle Identität richtet sich am Partner, an der Partnerin bzw. am Paarsein aus. War ich beispielsweise als Single nicht davon überzeugt, dass die Exklusivität einer Paarbeziehung durch Monogamie hergestellt werden muss, habe ich mich vielleicht gar nicht eindeutig lesbisch gefühlt, sondern eher als bisexuell begriffen, war ich gegenüber Freunden oder Eltern nicht geoutet, so vollziehe ich im Prozess der Ausbildung einer Paaridentität gezwungenermaßen Selbstfestlegungen. Denn nur auf diese Weise – wieder in den Worten von Berger und Kellner – gewinnt „die Welt und das eigene Selbst an Festigkeit und Verlässlichkeit".[45] Mit der Paarbildung werden aus Ambivalenzen schließlich Gewissheiten und zuvor mögliche Identitätsentwürfe verengen sich zu Faktizitäten.[46] Die Festlegung der individuellen Identität, die mit der Ausbildung einer Paaridentität einhergeht, bezieht sich dabei nicht nur auf die Gegenwart. Sie erfasst auch die Zukunft und sogar die Vergangenheit: Das Spektrum zukünftiger Projekte und Aktivitäten wird eingeengt; die individuelle Vergangenheit wird im Hinblick auf die aktuell festgelegte Identität und im Hinblick auf die Paarbeziehung redigiert.

Deutlich wird an dieser Stelle, dass gleichgeschlechtliche Paare – zumindest wenn die mit der Paarbildung einhergehende Festlegung der individuellen Identität in Rechnung gestellt wird – nicht als queere Paare bezeichnet werden können. Dennoch können homosexuelle Paare aus einer queeren Perspektive betrachtet wichtige Erkenntnisse über die Verfasstheit von Paarbeziehungen allgemein liefern.

5. Empirische Befunde

Einige Beispiele aus dem empirischen Material sollen aufzeigen, welche eng mit dem Spannungsverhältnis von individueller Identität und Paaridentität verwobenen Schwierigkeiten und Möglichkeiten mit der homosexuellen Paarbildung einhergehen. Deutlich werden soll daran, wie die Fokussierung heterosexueller Paare den Blick einengt, insbesondere hinsichtlich der Identitätsarbeit, die in Paarbeziehungen geleistet werden muss.

Analysiert man Beschreibungen von Beziehungsanfängen im empirischen Material, fällt beispielsweise auf, dass im Vergleich zu den heterosexuellen Paaren von den befragten Schwulen und Lesben viel häufiger davon gesprochen wird, dass der Paarbildung eine ‚Entscheidung' zugrunde lag. Konkret bedeutet das, dass eine Beziehungsperson zögert, sich auf eine Paarbildung einzulassen. Dies liegt nicht daran, dass es grundsätzliche Zweifel am Partner oder der Partnerin gibt, sondern vielmehr an der Vorstellung, dass das Paarsein dem Einzelnen eine erhöhte Anstrengung abverlangt. Das Zitat eines Interviewpartners verdeutlicht dies:

> „Ja, also so einfach die Bereitschaft zu sagen, okay, also das geh ich jetzt an, äh, auch vielleicht der Schritt, wenn mer dann sagt, das ist jetzt der Mensch, mit dem ich jetzt hier was versuchen will, so ne gemeinsame Zeit, dann gibt mer sich auch die Mühe bestimmte Dinge zu vermitteln." (BH7)

Bei heterosexuellen Paaren bleibt diese Anstrengung, diese ‚Mühe' in den Interviews gänzlich unthematisiert. Eine Paarbildung zwischen den Geschlechtern scheint im Vergleich unproblematisch und normal, ebenso die Erfüllung wechselseitiger geschlechtsspezifischer Erwartungen. Jeder weiß, was er zu tun hat, und die Geschlechter scheinen beim Eingehen einer Paarbeziehung gewissermaßen einfach ihrer Bestimmung zu folgen und im Zuge dessen ihre Identität als Frau oder als Mann zu vervollkommnen. Für Homosexuelle resultiert aus dem Spannungsverhältnis zwischen Paaridentität und individueller Identität offenbar ein erhöhter Aufwand an Identitätsarbeit. Da die Kontingenz der Partnerwahl und sogar die Kontingenz des Eingehens einer Paarbeziehung thematisiert wird (bzw. werden kann), ist zu vermuten, dass es eine ‚Entscheidung' braucht und ein besonderer Energieaufwand dafür notwendig ist, den Bestand der Paarbeziehung aufrechtzuerhalten. Manche der homosexuellen Interviewten sehen sich selbst – auch wenn sie schon in einer langjährigen Beziehung leben – nur vorläufig als Teil eines Paares. Das Leben in der Paarbeziehung gilt offenbar nicht als Selbstverständlichkeit; ob dies zur Destabilisierung der Paarbeziehung beiträgt, muss an dieser Stelle offen bleiben.

Fehlende Selbstverständlichkeiten und Normalitätsstandards spielen nicht nur am Beziehungsbeginn eine Rolle: Im Vergleich zu homosexuellen Paaren können heterosexuelle Paare auch im Alltag in der Regel in fast allen Lebensbereichen auf Geschlechternormen zurückgreifen:[47] Homosexuelle Paare stehen bei zahlreichen Themen vor der Aufgabe, sich mit der individuellen Identität des Partners, der

Partnerin konfrontieren und auseinander setzen zu müssen. Von heterosexuellen Normen unabhängige Lösungsmodelle für Interessenskonflikte in Paarbeziehungen fehlen weitgehend. So gilt es beispielsweise bei heterosexuellen Paaren noch immer als normal, dass die Frau weniger verdient und deshalb die Kinderversorgung in ihren Händen liegt. Lesbischen Paaren stellt sich sehr viel früher bereits die Frage, welche von beiden Frauen die Kinder bekommt und ob die Partnerin dann auch die Versorgerinnenrolle einnehmen kann und will. Finanziellen Arrangements, bei denen eine Person die andere mitfinanziert, stehen die meisten homosexuellen Paare äußerst skeptisch gegenüber.

Ein weiteres Beispiel findet sich im Bereich Sexualität: Bei heterosexuellen Paaren dient häufig die Geschlechterdifferenz als Erklärung für unterschiedliche sexuelle Bedürfnisse. Nicht zuletzt die Boulevardpresse gibt den Paaren Informationen an die Hand, wie viel Sexualität in einer Paarbeziehung durchschnittlich erwartet werden kann und was Kriterien für Krisen sein können. Unter Schwulen und Lesben gibt es demgegenüber kaum Vorstellungen darüber, was bezogen auf Sex ‚normal' ist. Infolgedessen müssen Unterschiede und Ungleichzeitigkeiten, was die sexuellen Bedürfnisse angeht, der Individualität der Person zugerechnet werden.[48] Dabei wird häufig auch die Frage der sexuellen Exklusivität zum Thema von Auseinandersetzungen. Dass darin enorme Konfliktpotenziale liegen und die Individuen zum Teil mit hohen emotionalen Belastungen konfrontiert sind, ist offensichtlich.

Die Beispiele zeigen die – über die übliche Frage nach der häuslichen Arbeitsteilung hinaus – zentrale Bedeutung der normativen Geschlechterdifferenz für die Gestaltung heterosexueller Paarbeziehungen. Für Schwule und Lesben soll das nun nicht heißen, dass sie ‚arm dran' sind, weil sie sich nicht auf ein Modell der Geschlechterdifferenz beziehen können – ganz abgesehen davon, dass sich ja auch manche Paare sehr stark daran orientieren (was Arbeitsteilung, Interessen, Kommunikationsverhalten angeht). Das Fehlen von normativen Vorstellungen zum Paarsein muss vielmehr zugleich als Chance und als Zwang interpretiert werden: Homosexuelle Paare sind einerseits dazu gezwungen, in vielen Lebensbereichen individuelle Arrangements zu finden, die institutionell nicht abgestützt sind. Ob die jüngste gesetzliche Regelung zur eingetragenen Lebenspartnerschaft, traditionslos wie sie ist, hieran etwas ändert, bleibt noch abzuwarten. Im Vergleich zu heterosexuellen Paaren, die immer wieder mit der Hartnäckigkeit der Geschlechternormen zu kämpfen haben, verfügen homosexuelle Paare zugleich aber auch eindeutig über größere Gestaltungsfreiheiten in ihrer Beziehung. Dies ermöglicht es Schwulen und Lesben, dass ihre individuellen Identitäten – trotz aller Festschreibungen, die mit einer Paarbildung einhergehen – in Bewegung bleiben können, wenngleich ein hohes Maß Identitäts- und Beziehungsarbeit damit verbunden ist. Das wiederum kostet viel Zeit und Energie.

Im Hinblick auf das politische Programm der *Queer Studies* könnte eine Erkenntnis aus der Erforschung homosexueller Paarbeziehungen sein, dass die Norm der Geschlechterdifferenz innerhalb der privaten Sphäre nur dann destabilisiert werden kann, wenn für die Bildung und Aufrechterhaltung von Paarbeziehun-

gen (und für Beziehungen jenseits dieses Beziehungsmodells gilt dies sicherlich noch stärker) sehr viel mehr Zeit und Ressourcen zur Verfügung stehen. Ob dies in einem durch Erwerbsarbeit und Existenzsicherung strukturierten Lebensalltag überhaupt möglich ist, bleibt dabei äußerst fraglich. Dass die Destabilisierung der normativen Geschlechterdifferenz allein eine Frage von Zeit und Geld ist, soll damit nicht behauptet werden. Allerdings ist weder theoretisch noch empirisch geklärt, ob das Bemühen um eine Entnaturalisierung von Geschlecht und Sexualität und um eine Ent-institutionalisierung persönlicher Beziehungen – in den Worten von Nina Degele in diesem Band – als „Phänomen der etablierten Mittelklasse" zu begreifen ist.[49]

6. Fazit

Vor dem Hintergrund des nach wie vor zu konstatierenden Mangels an einer empirischen Umsetzung von queerer Theorie war das Anliegen des Beitrages, eine queere Perspektive in die empirische Paarforschung einzubeziehen. Im ersten Teil wurde gezeigt, dass die queere Kritik an homosexuellen Identitätsbehauptungen nicht einfach in die empirische Forschung übertragen werden kann. Nach wie vor versichern sich Schwule und Lesben in einer heteronormativen Gesellschaft gerade durch solche Identitätsbehauptungen ihrer Existenz. Sinnvoll erscheint vielmehr der Anspruch, die Forschungspraxis selbst hinsichtlich heteronormativer Vorannahmen kritisch zu reflektieren. Deutlich gemacht werden konnte, dass sich die Definition der deutschsprachigen Paar- und Familienforschung – trotz Individualisierung und Pluralisierung – nach wie vor an der Norm der Heterosexualität orientiert und damit Ausgrenzungen erzeugt. Bezieht man demgegenüber die Ebene der Selbstdefinition von Beziehungen ein, lässt sich diese Beschränkung abbauen. Am Beispiel des Forschungsgegenstandes Paarbeziehung wurde gezeigt, dass Ausgrenzungen vermieden werden können, wenn der Fokus empirischer Paarstudien auf der Paaridentität und nicht auf der Geschlechterkonstellation, der Beziehungsdauer oder der Beziehungspraxis liegt. Möglich wird es dadurch auch, homosexuelle Paare nicht als Stellvertreter einer Minorität zu erforschen, sondern durch ihre Erforschung Normierungen der ‚Normalität' aufzuzeigen. Im zweiten Teil des Beitrages wurde diesen Überlegungen folgend die homosexuelle Paarbildung ins Zentrum gestellt und dargestellt, wie die individuellen Identitäten im Zuge des Paarbildungsprozesses (und der Entwicklung von Paaridentität) einer Festlegung unterworfen sind. Das bedeutet auch – um auf die eingangs formulierte Frage zurückzukommen – dass homosexuelle Paare nicht als queere Paare beschrieben werden können. An verschiedenen empirischen Beispielen konnte dennoch belegt werden, dass das Verhältnis von individueller Identität und Paaridentität als Spannungsverhältnis begriffen werden muss. Dieses Spannungsverhältnis ergibt sich durch die institutionellen Mechanismen der Paarbildung, die zu Festlegungen auf der Ebene der individuellen Identität führen, einerseits und dem Fehlen, und damit der größeren Freiheit, von kulturellen Vorga-

ben für den Beziehungsalltag andererseits. Bezogen auf persönliche Beziehungen ist der Anspruch der *Queer Studies* nach einer Ent-Institutionalisierung immer auch mit einen erhöhtem Aufwand verbunden.

Die Herausforderung des Beitrags bestand schließlich darin, queere Perspektiven mit einem konkreten Forschungsfeld, dem der Paarforschung, zu konfrontieren. Vordringlich schien hierbei, die homosexuelle Paarbeziehung, anders als in der deutschsprachigen Paarforschung üblich, weder als Abweichung von heterosexueller Normalität, noch als Abgrenzungshorizont für die Konturierung eben jener zu begreifen. Was an dieser Stelle offen bleibt, ist die Frage, inwieweit das weiter gefasste Feld der persönlichen Beziehungen, die weitgehend auf Institutionalisierungen beruhen, zur queeren Analyse geeignet sind. Oder ob sie nicht einfach hingenommen werden müssen als die ‚sichere Basis' von verunsichernden Strategien und Politiken.

Anmerkungen

1 Vgl. Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001.
2 Eine Ausnahme bildet der Studiengang „Gender und Queer Studies" in Hamburg (www.genderstudies-hamburg.de).
3 Vgl. Nina Degele: „Heteronormativ entselbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies", in diesem Band.
4 Der Beitrag bezieht sich auf die laufende Dissertation der Autorin zu homo- und heterosexuellen Paarbeziehungen an der TU Dresden. Betreut wird die Arbeit von Prof. Dr. Karl Lenz.
5 Vgl. Nina Degele: „Heteronormativ entselbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies", in diesem Band.
6 Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001.
7 Vgl. ebd.
8 Zuletzt gab es zur sexuellen Orientierung vom regierenden Bürgermeister Hamburgs Ole von Beust und der baden-württembergischen Kultusministerin Annette Schavan öffentliche Debatten. Schaden erlitten haben m.E. die beiden nicht deshalb, weil sie möglicherweise schwul oder lesbisch leben, sondern weil ihnen angelastet wurde, dies zu verheimlichen. Im Unterschied zu den USA, wo das Outing öffentlicher Personen durch Dritte eine Strategie ist, die Doppelmoral des gesellschaftlichen Diskurses und ihrer Träger aufzudecken, haben sich hierzulande in den genannten Fällen schließlich vor allem diejenigen diskreditiert, die durch das Outing ihre politischen Gegner zu demontieren versucht haben.
9 Cristina Nord: „Sprichst du nur den Zaubersatz", in: *Die Tageszeitung* vom 1.12.2004 (http://www.taz.de/pt/2004/12/01/a0174.nf/textdruck).
10 Stefanie Soine: „Queer als Herausforderung: Lesben zwischen Heterosexismuskritik und Lifestyle", in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Heft 52, 1999.
11 Ebd., S. 23.
12 Ebd., S. 21.
13 Ebd., S. 22.
14 Vgl. Heiner Keupp (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*, Frankfurt/M. 1999.
15 Erving Goffman: „Das Arrangement der Geschlechter", in: Ders.: *Interaktion und Geschlecht,* Frankfurt/M. 1994.
16 Günter Burkart: *Lebensphasen. Liebesphasen. Vom Paar zum Single und zurück?*, Opladen 1997, S. 176.
17 Vgl. Sabine Hark: „Queer Interventionen", in: *Feministische Studien*, Jg. 11, Heft 2, 1993, S. 103-109.
18 Vgl. Maja S. Maier: „Zur Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit. Methodische Überlegungen zur Erforschung von homosexuellen Paarbeziehungen", in: Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*, Wiesbaden 2004, S. 249-265.
19 V.a. im Anschluss an: Ulrich Beck: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986; Ulrich Beck / Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe,*

Frankfurt/M. 1990; Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.): *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften,* Frankfurt/M. 1994.

20 Zum Beispiel: Günter Burkart: *Lebensphasen. Liebesphasen. Vom Paar zum Single und zurück?,* Opladen 1997 und Jürgen Friedrichs (Hrsg.): *Die Individualisierungs-These*, Opladen 1998.

21 Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim: „Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart", in: *Zeitschrift für Soziologie*, Heft 22, 1993, S. 178-187.

22 Beispielhaft seien einige Arbeiten genannt: Zu Singles vgl. Stefan Hradil: „Auf dem Weg zur ‚Single-Gesellschaft'?", in: Ute Gerhardt/Stefan Hradil/Doris Lucke/Bernhard Nauck (Hrsg.): *Familie der Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensformen*, Opladen 1995, S. 189-224; zu Stieffamilien vgl. Walter Bien/Angela Hartl/Markus Teubner: „Stieffamilien in Deutschland", in: *DJI – Das Forschungsjahr 2001*, München 2001, S. 87-108; zu nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften vgl. Thomas Klein/Wolfgang Lauterbach (Hrsg.): *Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen*, Opladen 1999.

23 Vgl. Norbert F. Schneider/Doris Rosenkranz/Ruth Limmer: *Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung. Entwicklung. Konsequenzen*, Opladen 1998; Laszlo A. Vaskovics/Martina Rupp/Barbara Hofmann: *Lebensverläufe in der Moderne: Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Eine soziologische Längsschnittstudie*, Opladen 1997; Rüdiger Peuckert: *Familienformen im sozialen Wandel*, Stuttgart 2004.

24 Vgl. Karl Lenz: „Familie – Abschied von einem Begriff?", in: Frank Benseler/Bettina Blanck/Reinhard Keil-Slawik/Werner Loh (Hrsg.): *Erwägen Wissen Ethik (EWE),* Jg. 14, Heft 3, 2003, S. 485-498.

25 Vgl. Rosemarie Nave-Herz: *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde,* Weinheim und München 2004; Stefan Hradil: *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich*, Wiesbaden 2004.

26 Jeffrey Weeks/Brian Heaphy/Catherine Donovan: *Same Sex Intimacies. Families of Choice and Other Life Experiments*, London 2001.

27 Vgl. Anthony Giddens: *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1993.

28 Jeffrey Weeks/Brian Heaphy/Catherine Donovan: *Same Sex Intimacies. Families of Choice and Other Life Experiments*, London 2001, S. 48ff.

29 Ebd., S. 30.

30 Sally Cline: *Couples. Scene from the Inside*, London 1999.

31 Ebd., S. 20.

32 Vgl. Cornelia Koppetsch/Günter Burkart: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvergleich*, Konstanz 1999.

33 Für Schwule und Lesben selbst scheint dies einfacher zu sein, zumindest suggeriert dies der in der *Community* etablierte Begriff „Gaydar", der, angelehnt an das Wort Radar, die Ortung und Messung homosexueller Ausstrahlung meint.

34 Die Kürzel bezeichnen die anonymisierten Namen meiner Interviewpartner inkl. Seitenzahl.

35 Sally Cline: *Couples. Scene from the Inside*, London 1999, S. 23.

36 Bei heterosexuellen Paaren kommt dies meist nur dann vor, wenn soziale Differenzen zwischen den Beziehungspersonen bestehen beispielsweise bei bi-kulturellen, bi-nationalen oder mixed-raced Paaren oder auch Paaren, in denen die Partner aus unterschiedlichen sozialen Milieus stammen.

37 Peter L. Berger / Hansfried Kellner: „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens", in: *Soziale Welt,* Heft 16, 1965, S. 220-235.

38 Vgl. Karl Lenz: „Eigengeschichten von Paaren: Theoretische Kontextualisierung und empirische Analyse", in: Gerd Melville / Hans-Peter Vorländer (Hrsg.): *Geltungsgeschichten*, Köln/Weimar/Wien 2002.

39 Vgl. Letitia Anne Peplau / Leah R. Spalding: „The Close Relationships of Lesbian, Gay Men, and Bisexuals", in: Clyde Hendrick/Susan S. Hendrick (Hrsg.): *Close Relationships. A Sourcebook,* Sage 2000, S. 111-123.

40 Peter L. Berger / Hansfried Kellner: „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens", in: *Soziale Welt*, Heft 16, 1965, S. 227.

41 Indem das homosexuelle Paar hier als ‚Normalfall', als Prototyp fokussiert wird, kann m.E. hier von einer queeren Perspektive auf Paarbeziehungen gesprochen und die allgemeinen Erkenntnisse über Paarbeziehungen erweitert werden.

42 George H. Mead: *Mind, Self and Society*, Chicago 1934.

43 Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim: „Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft", in: Johannes Berger (Hrsg.): *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, Göttingen 1986, S. 213.

44 Bei heterosexuellen Paaren wird vermutlich insbesondere die geschlechtliche Identität bestätigt.

45 Peter L. Berger / Hansfried Kellner: „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens", in: *Soziale Welt,* Heft 16, 1965, S. 229.

46 Vgl. ebd., S. 230.

47 Vgl. Cornelia Koppetsch / Günter Burkart: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvergleich*, Konstanz 1999.

48 Zur Bedeutung von Sexualität in lesbischen Paarbeziehungen: Susan E. Johnson: *Staying Power. Long Term Lesbian Couples,* Tallahassee 1991, S. 150ff.; in schwulen Paarbeziehungen: Philip Blumstein / Pepper W. Schwartz: *American Couples. Money, Work, Sex*, New York 1983, S. 240 ff.

49 Nina Degele: „Heteronormativ entselbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies", in diesem Band.

Literatur

Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M. 1986.

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth: *Das ganz normale Chaos der Liebe,* Frankfurt/M. 1990.

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth: „Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart", in: *Zeitschrift für Soziologie*, Heft 22, 1993, S. 178-187.

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften,* Frankfurt/M. 1994.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: „Von der Liebe zur Beziehung? Veränderungen im Verhältnis von Mann und Frau in der individualisierten Gesellschaft", in: Johannes Berger (Hrsg.): *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, Göttingen 1986, S. 209-233.

Berger, Peter L./Kellner, Hansfried: „Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens", in: *Soziale Welt,* Heft 16, 1965, S. 220-235.

Bien, Walter/Hartl, Angela/Teubner, Markus: „Stieffamilien in Deutschland", in: *DJI – Das Forschungsjahr 2001*, München 2001, S. 87-108.

Blumstein, Philip/Schwartz, Pepper W.: *American Couples. Money, Work, Sex*, New York 1983.

Burkart, Günter: *Lebensphasen. Liebesphasen. Vom Paar zum Single und zurück?,* Opladen 1997.

Cline, Sally: *Couples. Scene from the Inside,* London 1999.

Degele, Nina: „Heteronormativ entselbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies", in diesem Band, S. 1-19.

Friedrichs, Jürgen (Hrsg.): *Die Individualisierungs-These*, Opladen 1998.

Giddens, Anthony: *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt/M. 1993.

Goffman, Erving: „Das Arrangement der Geschlechter", in: Ders.: *Interaktion und Geschlecht,* herausgegeben von Hubert Knoblauch, Frankfurt/M. 1994.

Hark, Sabine: „Queer Interventionen", in: *Feministische Studien*, Jg. 11, Heft 2, 1993, S. 103-109.

Hradil, Stefan: „Auf dem Weg zur ‚Single-Gesellschaft'?", in: Ute Gerhardt/Stefan Hradil/Doris Lucke/Bernhard Nauck (Hrsg.): *Familie der Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensformen*, Opladen 1995, S. 189-224.

Hradil, Stefan: *Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich*, Wiesbaden 2004.

Jagose, Annamarie: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin 2001.

Johnson, Susan E.: *Staying Power. Long Term Lesbian Couples,* Tallahassee 1991.

Keupp, Heiner (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*, Frankfurt/M. 1999.

Klein, Thomas/Lauterbach, Wolfgang (Hrsg.): *Nichteheliche Lebensgemein-*

schaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen, Opladen 1999.

Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter: *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvergleich,* Konstanz 1999.

Lenz, Karl: „Eigengeschichten von Paaren: Theoretische Kontextualisierung und empirische Analyse", in: Gerd Melville/Hans-Peter Vorländer (Hrsg.): *Geltungsgeschichten*, Köln, Weimar und Wien 2002.

Lenz, Karl: „Familie – Abschied von einem Begriff?", in: Frank Benseler/Bettina Blanck/Reinhard Keil-Slawik/Werner Loh (Hrsg.): *Erwägen Wissen Ethik (EWE),* Jg. 14, Heft 3, 2003, S. 485-498.

Maier, Maja S.: „Zur Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit. Methodische Überlegungen zur Erforschung von homosexuellen Paarbeziehungen", in: Sylvia Buchen/Cornelia Helfferich/Maja S. Maier (Hrsg.): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellsaft vor neuen Herausforderungen*, Wiesbaden 2004, S. 249-265.

Mead, George H.: *Mind, Self and Society*, Chicago 1934.

Nave-Herz, Rosemarie: *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde,* Weinheim und München 2004.

Nord, Cristina: „Sprichst du nur den Zaubersatz", in: *Die Tageszeitung* vom 1.12.2004 (http://www.taz.de/pt/2004/12/01/a0174.nf/textdruck)

Peplau, Letitia Anne/Spalding, Leah R.: „The Close Relationships of Lesbian, Gay Men, and Bisexuals", in: Clyde Hendrick/Susan S. Hendrick (Hrsg.): *Close Relationships. A Sourcebook*, Sage 2000, S. 111-123.

Peuckert, Rüdiger: *Familienformen im sozialen Wandel*, Stuttgart 2004.

Schneider, Norbert F./Rosenkranz, Doris/Limmer, Ruth: *Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung. Entwicklung. Konsequenzen*, Opladen 1998.

Soine, Stefanie: „Queer als Herausforderung: Lesben zwischen Heterosexismuskritik und Lifestyle", in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Heft 52, 1999, S. 9-26.

Vaskovics, Laszlo A./Rupp, Martina/Hofmann, Barbara: *Lebensverläufe in der Moderne: Nichteheliche Lebensgemeinschaften. Eine soziologische Längsschnittstudie,* Opladen 1997.

Weeks, Jeffrey/Heaphy, Brian/Donovan, Catherine: *Same Sex Intimacies. Families of Choice and Other Life Experiments*, London 2001.